

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 30.

Grand Island, Febr., 25. Februar 1910. Zweiter (Theil.)

Nummer 27.

## Winterwanderung.

Von Mary Reichel-Karsten.

Tief im Winter starrt die Erde, Ruhe, Schweigen überall, Nur aus grauer Wolkenherde Leiser, weißer Flockenfall.

Alle Freuden gingen schlafen, Blatt und Blüten weilt und todt, Himmelsfern am Sonnenhaken Blüh'n des Abends Rosen roth.

Blüht auch dir ein leichter Segen, Herz in deiner Winterruh, Und du träumst auf weißen Wegen Deinem ewigen Frühling zu.

## Wenn sie wandern.

Von Käthe Damm.

Ich war noch ein sehr kleines Mädchen, vielleicht eben erst schulpflichtig geworden, als ich, zum Besuch bei einer lieben Tante in einer norddeutschen Kleinstadt, auf einem Spaziergang vor dem Thore sah, wie zwei junge Wanderburschen, jeder von der Mutter noch ein Stück Wegs geleitet, in die Fremde zogen.

Das hat sich meinem Gedächtnis so unaussprechlich eingepreßt, wie keine andere Begebenheit jener herrlichen Zeit, da dem Großstadtkind zum erstenmal die Reize und Reize des ländlichen Lebens und kleinstädtischer Verhältnisse nahe traten. Die unbundene Freiheit im Garten und Feld, die Möglichkeit, „allein“ in der Stadt eine Besorgung zu machen, das Fehlen fast jedes Waagendelehens, so daß die vierstündigen Rutschfahrten, welche die Landherrschaften gelegentlich zur Stadt brachten, angestaut wurden, das frohe „Kinder-Vogelschießen“, die unbekannte Freude eines „wirklichen Jahrmartens“ — den Berliner, auf dem die Bäckerbäcker, die Brauereibäcker, die Metzger und Karussells fehlten, habe ich wahrscheinlich nicht für „voll“ angesehen — das alles ist in meiner Erinnerung verbleibt. Aber das Bild der beiden Mütter, die mit den jungen Söhnen, die Rängel und Steden trugen und jeder noch ein Paar Stiefel am Rängel befestigt hatten, das ist mir geblieben, und jedes Jahr zu der Zeit, da so und so viele Tausende von Kindern „ins Leben treten“, steht dieses Bild wieder deutlich vor meiner Seele. Ein Wanderbursch! Ich hatte von ihm gehört und gelesen, und die Kinderbücher, die damals noch nicht Fräuleins hießen, hatten, wenn sie nicht aus Berlin, sondern aus kleinen Orten stammten, denn und wann von ihnen erzählt — aber gesehen hatte ich keinen. Das „Warum“ machte mir große Pein. Die alte Kinderwärterin der kleinen Ruthe mußte die Fragen über sich ergehen lassen: „Das ist doch schrecklich traurig, warum müssen denn die jungen Gesellen wandern?“

„Ja, Kind, die müssen, das ist nun mal so Handwerksbrauch, sie müssen in anderen Städten arbeiten und noch mehr lernen; was mein Bruder selig war, Geldgieriger auf Lampen, der war sogar bis nach Paris.“

„Aber nachher fahren sie doch mit der Bahn, Line, nicht wahr? Sie gehen doch nur bis zur Station, wohin wir mit der Post fahren?“

„Ach, behüte Gott — die laufen auf ihren zwei Beinen.“

„Aber Line, da werden sie ja müde!“

„Ja, müde werden sie wohl.“

„Und die Stiefel werden schlecht.“

„Nun, dafür haben sie ja noch welche mit!“

„Und Geld haben sie nicht?“

„Nein, viel Geld nicht, das sollen sie sich verdienen.“

„Können sie nicht hier Geld verdienen?“

Unser Gespräch wäre wohl noch eine gute Weile ohne sichtbare Erfolge für mein Verständnis fortgesetzt worden, wenn nicht just am Kreuzwege, da, wo sich die beiden Chausseen nach Ost und West abzweigten — die eine blieb in Mecklenburg, die andere, mit schwarz-weiß gestrichenem Pfahl, bezeichnete die preussische Grenze — die Gruppe der beiden Mütter und Wanderburschen Halt gemacht hätte.

Der Abschied dauerte nicht lange, die jungen Burschen schwenkten die Hüte und schlugen die preussische Chaussee ein, die beiden Mütter aber, schändlich sich umschauend, kehrten den Weg zurück. Die Entfernung zwischen den Wanderern und den Müttern wurde immer größer — nur noch ein Stückchen — und sie waren verschwunden.

Trotz ihres Schmerzes grüßten die Frauen die Line.

Die eine hatte etwas Stolz, Herbes und Kaltes, die andere, kleinere, hatte weichere Züge, ihre blauen, glanzlosen Augen standen voller Thränen.

„Na — wohin sind sie?“ fragte Line gleichmüthig.

„Nach Süddeutschland über Stuttgart und Berlin, sie wollen durchaus bis Italien.“

„Gott schütze sie!“ sagte Line andächtig — und das gefiel uns Kindern von der Line.

Die stolze, herbe Frau ging hoch aufgerichtet neben Line — die kleine aber schluchzte herzzerbrechend.

Was sie sprachen, konnte mein kindlicher Sinn nicht fassen, nur das eine ist mir im Gedächtnis geblieben; die große Frau sagte: „Ach habe Hinrich gut vermehrt — er soll ehrlich und brav bleiben, wie sein Vater war — nur ehrlich und brav soll er mir wieder heimkommen.“ Die Stimme klang scharf und hell, und es war trotz der Härte, die ich mehr instinktiv empfand, etwas im Wesen der Frau, das mir imponierte.

Die Kleine aber sagte weich: Hartnäckig, da verließ ich Euch nicht. Ach meine und habe Claus gesagt: „Weißt du brav und ehrlich — widerstehe aller Versuchung zum Bösen und Schlechten — aber das eine nimm mit in Gottes Welt, die weit ist, du weißt, wo du hingehst, und bei deiner Mutter ist immer Platz und Liebe für dich — wie du auch kommst.“

Die große Frau blühte die kleine an — „und wenn er in der Fremde nicht tut, auch dann?“

Da hob die kleine Frau das weiche, verweinte Gesicht und sagte feierlich mit ihrer milden Stimme: „Auch dann — wo soll ein Kind bleiben, das in die Irre ging, wenn nicht bei der Mutter — bei der Mutter ist immer des Kindes Platz — immer.“

Ach habe, da ich nie wieder später in die Gegend kam, aus der die Wandernden bald fortzogen, niemals auch nur etwas von jenen Wanderburschen erfahren — und das sind jetzt 35 Jahre her. Nicht erfahren, ob sie wiedertamen und wie sie wiedertamen. Aber stets zu den Zeiten, wenn die Jungen die Flügel heben für einen Beruf, der sie in der Heimath läßt oder in die Fremde führt — gleichviel, mir steht immer das Bild der beiden Mütter vor Augen, von damals, als dem Kinde eine Ahnung anfang von anderer Mutterliebe und anderen Mutterforgen als jenen, die ein zärtlich behütetes Kind in Familienkreisen kennen lehren.

Wenn sie wandern. Für alle Mütter kommt diese Stunde einmal, auch wenn nicht gleich Weilen sich zwischen Mutter und Kinder legen!

Wenn sie wandern. In diesem letzten Augenblick erst möchten viele Mütter alle Lehren, alle Mahnungen, alle Rathschläge den Kindern nahelegen, zu eigen machen — sie beschwören: bleibt gut, bleibt brav — denkt an uns! Das alles ist gewiß gut und verständlich, und der Erfolg solcher letzter Muttermahnungen tritt gewiß oft ein — vielleicht ebenso oft tritt aber auch das Gegenstück ein. Und wenn sie nicht gut wiedertreten oder wenn sie im Strudel brandenden Lebens und brandender Jahre verloren gingen — ganz verloren — dann denken die Mütter mit lummerschwerem Herzen, wie es nur kommen konnte, daß sie ihre Ermahnungen, ihre Bitte beim Scheiden so in den Wind sprachen, daß es Stunden geben konnte, in denen sie, die sie lieben ließen, so gar nicht mehr dachten an Mutterwort und Muttertreue.

Wer wollte sich darüber wundern? Und noch mehr. Wer wollte rechten mit den Müttern, die vielleicht erst gerade für den letzten Augenblick des Scheidens die Ermahnungen aufsparten? Wohl haben die Scheidenden sie gehört und haben, ergriffen von dem großen, herben Gefühle des Abschieds, fest und heilig versprochen: Gewiß — wir bleiben gut, treu, wahr. Und trotz alledem kam das — Verlassen! Die neuen Eindrücke, die Selbstständigkeit, all das, was vielleicht nach dem ersten, schnell übermundenen Heimweh dem jungen, dem Leben entagereiften Menschen bezaubert, zuletzt, ihn schließlich an sich reißt, überwältigt sie. All das Große, Fremde innerlichen und äußerlichen Lebens taucht diese Wandernden in einen Strudel, in dem es kein Befinnen gibt. Und wenn dann stillere Stunden der Einkehr kommen, wenn früher oder später das Verlangen sich meldet, einmal mit der Mutter trauete Zwiesprache zu halten, ist von den Wirtinnen und wie oft schon Fernissen des jungen Lebens zu erzählen, — ach — da gibt es denn tauende von Gegenständen, tauende von Abhaltungen. Das Elternhaus taucht oft nur vorübergehend gleich einer Fata morgana vor dem geistigen Auge auf; die dem von jenem, dessen Weg emporeführt, scheint es dann vielleicht klein und eng und begrenzt, nicht passend und nicht gemacht für das Schaffen und die Thätigkeit der Jugend, und

das Mutterbild ist verblaßt in der Erinnerung, und die Mutterworte sind verflücht. Und wenn man „zum Besuch“ kommt, dann kommt man als Gast in das Elternhaus, nicht mehr als Kind zur Mutter. Es wird heutzutage noch vielfach den Müttern zum Vorwurf gemacht, daß sie auch ihre erwachsenen Kinder zu sehr als „Kinder“ behandeln, die sie gänzlich und leiten möchten. Nun — eine frühere Zeit, die Zeit des Gehorsams und der Kinderzucht, von der man heute kaum etwas wissen will, hat uns dennoch große, gute, thätige und stolze Persönlichkeiten gegeben.

Die meisten Mütter finden sich heute sehr früh und sehr flug mit dem Gedanken ab, daß „ihre“ Kinder nicht „das“ Kind bleibt. Die rechte Mutter will gar nicht, daß ihr Kind das Kind bleibt, eine rechte Mutter erstrebt sich an der eigenartig entwickelten Persönlichkeit ihrer Kinder, gleichviel, ob diese Persönlichkeit der ihrigen ähnlich oder entgegengesetzt geartet ist. Und die edle und rechte Mutter — es kann die schlichteste Frau aus dem Volke sein — die lernt, manchmal unter schweren Erfahrungen, manchmal unter lichterem Lebensphases, daß man Elternhaus und Mutterherz zum Abschied nicht mit wenig Worten in der Erinnerung der Kinder festmachen kann. Dazu gehört denn doch was anderes, dazu gehört, daß die Kinder, ganz gleich, in was für Verhältnissen sie heranwachsen, fest und sicher, seitdem sie anfangen, zu denken und ihre Eltern zu lieben, wissen: Hier gehört du hin! Das ist ein Hofen, worin du immer geordnet bist. Hier ist Frieden für dich nach Sturm, und Liebe für dich nach Hader. Und hier ist Liebe für dich auch, wenn dein Lebensgang und wenn deine Führung nicht nach dem Wunsch der Eltern waren. Und selbst wenn du Strauchelt und selbst wenn du stürztst — auch dann ist da jemand, der dich liebt. Und wenn selbst die Mutter arm ist — und nicht einmal genug hat für sich — sie hat immer noch Liebe und immer noch Erbarmen auch für die Kinder, die irren und fehlern.

Ein Stern, ein gold glänzender, ein leuchtender Stern in der Dunkelheit der Nacht soll das Elternhaus, sollen Vatertraue und Mutterliebe den jungen Menschen sein, als Stern soll die Erinnerung sie geleiten und als Steuer die Zuversicht: Ach weiß, wo ich hinnehöre.

Ermahnungen und Warnungen nützen nicht viel, wenn nicht mit demjenigen, welche wandern, das Bild des warmen, wohlthätigen Hauses zieht. Ob es denn wirklich so schwach damit bestellt ist in unserer Zeit? Ob wirklich das Elternhaus so oft, anstatt Freude und Wärme zu spenden, still bleibt und leer?

Und neben dem Bild des Vaterhauses die Gewißheit: Alzeit ist dort ein Platz für dich, allezeit — auch wenn du als „Schiffbrüchiger“ wiederkehrst.

Und noch ein anderes Bild: das Bild des Feierabends im Familienkreise! Auch die Erinnerung dieser traulichen Feierabende kann sie unbewußt schütten vor dem Straucheln, sie, die da wandern.

Die Noth der Zeit zwingt ja auch die Frauen fast aller Stände zu einem Beruf, der Kampf um's Dasein spannt alle Kräfte an, und die meisten Menschen suchen die notwendige Freude des Feierabends in stetem Genuß, im Theater, Concert, in großer, anstrengender Geselligkeit. Da veröden die Feierabende der Familie, die oft die herrlichste Erinnerung der Kinder an das Elternhaus bilden. Und wenn schon das moderne Getriebe nicht auf die Feier des Feierabends außer dem Hause verzichten kann — sollten doch die Frauen und Familienmütter wieder versuchen, wenigstens zwei bis drei Abende der Woche für die Familie zu retten. Da ist so viel, was diese Abende, die heutzutage leicht dem Spott als „Familienfeste“ verfallen, verschönen kann: Gesang und Musik, Vorlesen und anderes mehr.

Das Elternhaus, wenn's noch so ärmlich ist, soll der Erinnerung der erwachsenen Kinder lieb bleiben. Lieb aber machen es uns Muttertraue und Mutterliebe.

Und wenn sie anfangen, im Beruf selbstständig zu sein — Söhne und Töchter — dann müssen wir Mütter uns fagen, daß unsere Leitung überflüssig ist, daß sie hemmend und schädlich sein kann.

Nicht erst beim Scheiden sagt es ihnen, jede Stunde, die ihr mit ihnen zusammen lebt, von ihrer Geburt an durch die Kinderjahre und in der heranwachsenden furchtenden Zeit, zeigt es ihnen: Ihr wißt, wo ihr hingehört — und bei der Mutter ist immer Platz, und — immer Liebe für euch, wie ihr auch kommt.“

## Hochzeit auf den Philippinen.

„Apothekers reisen in die Provinz zu einer großen Hochzeit“, sagte mein Mann während unseres Aufenthalts in Manila, als er eines Mittags zum Tiffin — wie das warme Frühstück in Ostasien heißt — nach Hause kam. „Was“, rief ich aus, „das läßt du dir so erzählen, natürlich fahren wir mit.“ Die lebenswürdige Apotheker-Familie war auch gleich bereit, uns mitzunehmen; die Vorbereitungen wurden getroffen, worunter das Nothwendigste war, ein hübsches Hochzeitsgeschenk auszuwählen! In den schönen Läden der Escolta, Manilas Hauptgeschäftstraße, war bald das Rechte gefunden, ein Toiletentischausatz aus einer Silberkomposition mit Spiegel und Plafons für Parfüm und Puder, ein sehr passendes Geschenk für eine Philippinerin, die von den Spanierinnen das Parfümieren und Pudern gelernt hat. Kann man ihnen aber das verdenken in einem Lande, wo der Mang-Mangbaum wächst, der uns Grundstoff fast aller Parfüms liefert?

Am liebsten pudern sie sich weiß, um den Teint der Europäerinnen vorzutäuschen. Auch beim Karneval werden mit Lorbeie die weißen Pierrotmützen getragen.

Früh mußten wir aufbrechen; unser Zug ging bereits um 6 Uhr, und sieben Stunden betrug die Fahrt, die größtenteils durch Reisfelder und Zuckerplantagen führte, auf denen Arbeiter gegen die Hitze in rotte Stoffe getaucht sich malerisch abhoben. Die Hitze war unerträglich, und unser reichlicher Vorrath an Whiskey u. Tanzen, der überall in Othosen getrunkenen japanischen Quelle, neigte sich bereits seinem Ende zu, als die Landchaft schöner wurde, wir durch dicke Palmenwälder, über reichende Gebirgsbäche unter vorläufigem Ziel, Daupun, erreichten. Hier war die Wohnstätte des Bräutigams, und von hier bis zum Hause der Braut, in dem die Hochzeit gefeiert wurde, ging es nun auf einem Flußdampfer weiter. In Daupun auf dem Bahnhof stand der Bruder des Bräutigams, gleich diesem Apotheker, ein junger lebenswürdiger Mann mit tadellosen Manieren. Er begrüßte die vielen mit diesem Zuge ankommenden Gäste um sich dann ausschließlich den Europäern zu widmen. Auf bereitstehenden Wagen ging es durch die kleine Stadt, über eine bambusgeflochtene Brücke in die Apotheke, in der die Gäste erauht wurden. Der Tisch reichte nur für 12 Personen, hatten diese gefestigt, so nahmen 12 andere Platz; so war es schon den ganzen Vormittag geaneen, eine schmerzhafte Hausfrauenpflicht, der sich die Schwelmer des Bräutigams auf das Annehmlichste entledigten. Das Essen war gut, aber nicht erotisch, bis auf den Nachschick, der aus in Sirup eingetauchten Kokosrüssen bestand. Es war nun Zeit, nach Linganen, dem Wohnsitz der Braut, zu fahren; der Dampfer, der schon mehrere Male an diesem Tage die drei Stunden weite Fahrt mit Hochgeschwindigkeit gemacht hatte, legte an, und wir bestiegen ihn, sorlich geleitet von dem Bruder des Bräutigams. Die Fahrt war schön, es ging durch Kokoswäldchen hin; die Ufer waren umfäumt von Nipahäusern, die manchmal bis in das Wasser hinein gebaut waren und der Fluß war bedeckt mit phantastisch aussehenden Fischeerzeugen. Aber ebenso interessant war die Gesellschaft an Bord; neben mir saß eine niedliche Philippina, eine Brillant an Finger, der ihrem Fingerringel an Größe gleichkam, und mit einem ebenso kostbaren Kreuz an dem feinen braunen Hals. In spanischen Zeiten war das Brautweiden so unsicher, daß die Philippinen vorzogen, ihr Vermögen in Juwelen anzulegen, die man dadurch am sichersten bewahrte, daß man sie stets trug. Sie war die Tochter des Bürgermeister von Daupun und hörte sehr häufig einem jungen Manilenser zu, der ihr die Vergnügungen der Hauptstadt schilderte. Endlich kam der große Kirchthurm der Klosterkirche von Linganen in Sicht, und bald landeten wir, beherzt von dem Bräutigam, der selbst am Landungssteig seine Gäste erwartete. Zu Wagen ging es in ein Haus, das man uns als Nachquartier angewiesen hatte. Aber wie ich es darin aus! Das Haus war ganz leer bis auf ein großes Bett, das sich in einem der Zimmer fand, und wir waren fünf Personen! Sonst war nichts darin, keine Wascheinrichtung, die wir vor allen Dingen am nöthigsten hatten. Schon wollte ich in den Hof hinunter, um den Brunnen als Dusche zu benutzen, als unser Diener, den wir von Manila mitgenommen hatten, große leere Petroleumdosen, mit Wasser gefüllt, anbrachte. Die Petroleumdosen werden im Orient zu allem benutzt, sie dienen als Wassereimer, ihr Blech wird zu Backblechen benutzt; es gibt fast keinen häuslichen Gegenstand, den man

nicht aus ihnen herstellen könnte. Wir säuberten uns, pugten uns heraus und behängten uns der Landesfeste gemäß auch mit Schmuckstücken. So ging es in die Kirche, wo die feierliche Handlung vorgenommen wurde.

Das Brautpaar empfing darauf mit weltmännischer Gewandtheit an der Treppe ihres Hauses, das reizend mit Palmen, Bananenblättern und Lampions geschmückt war, und nahm die Glückwünsche der Gäste entgegen. Der junge Gemann, dessen Vater wohl von chinesischer Herkunft war, hatte noch viele chinesische Züge, seine junge Frau, die stolz hervorhob, eine spanische Melange zu sein, sah sehr schön in ihrem Brautkleid aus, dessen Rod aus weißer französischer Seide, die Bluse aber aus Pina bestand, dem feinen chiffonartigen Stoff, der aus Fokern der Ananas gewonnen wird, und den es nur auf den Philippinen gibt. Beides, Rod wie Bluse, war mit der gleichen kunstvollsten Stickerei versehen, denn die Philippinerinnen sind Meisterinnen der Stickerei, die von den Nonnen gelehrt wird. In den Haaren trug die Braut einen Kranz aus künstlichen Orangebüthen, der hinten von einer wunderbaren Brillantkranz zusammengehalten wurde. Sie freute sich sehr über unser Geschenk, noch mehr aber wohl über die Anwesenheit so vieler Europäer an ihrem Ehrentage. Es waren zwar auch sämtliche amerikanischen Beamten und Offiziere dieses Distrikts mit ihren Frauen anwesend.

Im Speisesaal war der Tisch gedeckt, und die Braut nahm mich bei der Hand und führte mich hinein. Es war ein langer Tisch, an dem 30 Personen Platz hatten. Da aber ungefähr 200 anwesend waren, so wurde nacheinander gespeist, und zwar die Gesellschaft getrennt. Hinter unseren Stühlen stand der junge Bruder des Bräutigams, nahm den Dienern die Schüsseln aus der Hand, um sie uns selbst zu reichen, ein Zeichen besonderer Ehrerbietung. Das Essen war sehr lang; es fehlte auch nicht ein an einem Buschbrot im offenen Feuer gebratenes junges Schwein, dem größten Lederbissen in diesem fleischarmen Lande. Die übrige Gesellschaft wurde inzwischen mit Musikvorträgen unterhalten, denn der Philippino ist ungemüthlich. Als wir ein Gesangsquartett hörten, ließen wir unser Essen im Stich und kehrten in die Gesellschaftsräume zurück. Ich setzte mich nun bald zu dieser, bald zu jener Gruppe und knüpfte überall eine Konversation an, auf die alle mit großer Lebenswürdigkeit eingingen, mir sofort Komplimente über mein Spanisch machend. Mäßig stürzte ein Herr mit allen Zeichen der Freude auf uns zu, indem er uns auf Deutsch sagte, wie er sich freue, Deutsche hier zu sehen. Es war ein früherer Injurgenführer, der von den Spaniern des Landes verwiesen worden war, und die Zeit seines Exils in Deutschland verlebte hatte. Er liebte Deutschland wie fast alle gebildeten Philippinos. Die Amerikaner haben ihn, wie viele der früheren Injurgenführer, um sie zufriedenzustellen, zum Gouverneur einer Provinz gemacht.

Die Braut hatte sich inzwischen umgesehen; sie trug nun ein rothes Kleid mit silbernen Sternen besetzt, der Rod wieder aus Seide, die Bluse aus dem einheimischen Stoff. Sie sah sehr prächtig aus, wie die betannten Bilder auf den Zigarettenstiften. Nach europäischem Maßstab hätte man ihr wohl 30 Jahre gegeben, sie war aber tatsächlich erst 18 Jahre. Ihre Erscheinung wurde von ihren Gästen einer wohlwollenden Kritik unterworfen; ich hörte, wie man ihre Kleidung lobte und ihren Schmuck pries, glaubte aber meinen Ohren oder meinem Spanisch nicht zu trauen, als ich aus einer Gruppe junger Mädchen und junger Leute die Worte vernahm: „Sie ist gesund und wird eine glückliche Mutter werden.“ „Costumbre del pais“, Landesfeste, sagt achselzuckend der Philippino zur Entschuldigung bei allem, was dem Fremden sonderbar erscheint. Ein ungeheurer großer Prozentsatz der Kinder auf den Philippinen stirbt leider im ersten Lebensjahre durch falsche Pflege. Schon nach wenigen Monaten gibt man dem Kinde die landesübliche Nahrung aus Reis und getrockneten Fischen. Kuhmilch gibt es in fast ganz Ostasien nicht, doch wird vorzügliche Milch in Dosen, die beste aus der Schweiz, importiert; sie hat sich wohl aber bei der einheimischen Bevölkerung, besonders in der Provinz, noch nicht genügend eingeführt.

Nun wurde getanzt, das Brautpaar selbst führte den Rigodon an, einen Kontertanz, der sich in der philippinischen Kleidung sehr gravitätisch ausnahm. Sehr behaglich sah es aus, daß hinter jeder Dame ein Stuhl stand, auf den sie sich nach beendeter Figur sofort setzte. Es war inzwischen

Mitternacht geworden, wir zogen uns in unser Haus zurück, das durch die Fürsorge unsers Dieners ein 2. Bett bekommen hatte. Weich ist ein solches philippinisches Bett nicht, denn es hat keine Matratzen oder Sprungfedern. Der Bettboden besteht aus R.bergflecht, dessen Raster man am anderen Morgen auf seinem Körper findet. Welch großer Luxus aber diese Betten waren, haben wir erst am nächsten Morgen, denn als wir wieder das Hochzeitshaus betraten, da war der Fußboden des ganzen Hauses mit feinen Matten belegt, auf jeder Matte lag ein sauber bezogenes, rollenförmiges Kissen. Dies war die Schlafgelegenheit der übrigen Hochzeitsgesellschaft gewesen. Die Familie des jungen Paars versorgte uns nicht allein mit einem sehr reichlichen Frühstück, wozu nach spanischer Sitte Schokolade getrunken wurde, wir mußten auch Vorräte für die Eisenbahn mitnehmen.

Erna Arnhold.

## Die Rohrpost.

Die Rohrpost besteht bekanntlich im Prinzip darin, daß man die einzelnen Postämter durch unterirdisch verlegte Röhren miteinander verbindet, durch die kleine, patronenförmige Kapellen (Wächter) gelassen oder durchgefaßt werden, wobei die Preßluft oder Saugluft von maschinellen Anlagen geliefert wird. Hundert Jahre sind gerade vergangen, seit der Gebante, auf diese Weise eine Beförderung herzustellen, von dem Engländer George Medhurst zuerst geschichtlich nachweisbar ausgeprochen wurde. Allerdings ging es auch diesem Erfinder ähnlich wie vielen anderen, die praktische Ausführung folgte der geistigen That erst viel später. Zuerst im Jahre 1838 wendete man das Prinzip auch für eine Eisenbahn, die Wortwood Scrubsbahn, an. Der Betrieb mußte jedoch alsbald eingestellt werden, weil er viel zu theuer war. Im Jahre 1853 baute dann Latimer Clark die erste Rohrpost im heutigen Sinne des Wortes zwischen dem Bureau der internationalen Telegraphenkompanie und der Londoner Börse, die sich sehr gut bewährte. Dann folgte 1867 ein von Crespin konstruirtes Rohrpostsystem zur Beförderung von Telegrammen innerhalb der Stadt Paris, 1875 die Rohrpostanlage nach dem System von Felbing in Wien, 1876 nach demselben System in Berlin und 1899 in Prag, sieben Jahre vorher, 1892, war schon in Philadelphia durch Batscheller die Rohrpost in Amerika eingeführt worden, die dann auch alsbald in New York ihren Einzug hielt. Ganz allgemein können wir heute zwischen einem europäischen und einem amerikanischen Rohrpostsystem unterscheiden. Das erstere dient in der Hauptsache der Beförderung der Telegramme, vom Haupttelegraphenamt an die einzelnen Postämter zur Zustellung an die Adressaten. Außerdem werden auch besonders leichte Briefe und Karten als Rohrpostbriefe gegen besondere Tarif befördert. Dementsprechend sind die Röhren ziemlich eng, in Berlin z. B. 2 1/2 Zoll. Die Kapellen, in denen die Briefe Platz finden, haben nur 6 Zoll Länge, sie können etwa 20 Briefe und Karten fassen. Anders das amerikanische System. Es dient dem eingangs erwähnten Zweck, der Beförderung der Briefschaften von Postamt zu Postamt. Die Röhren haben hier, z. B. in New York, 8 Zoll Durchmesser, die Kapellen 2 Fuß Länge. In jeder einzelnen können rund 600 gewöhnliche Briefe befördert werden. Format und Größe der Sendungen ist hier bei weitem nicht so beschränkt wie bei den europäischen Anlagen. Zwischen der Anlage in Berlin und der in New York besteht außerdem noch der Unterschied, daß die Berliner Rohrpost zentral verlegt ist; von einer Stelle gehen die Stränge strahlenförmig aus. Jedes Rohrpostamt „puffet“ die Kapellen nach der Zentrale und diese „puffet“ sie nach der Stelle, für die sie bestimmt ist. In New York gehen die Leitungen von Postamt zu Postamt und schließen sich zu einem Ring. Bei dieser Methode ist die Anlage billiger, der Betrieb aber etwas langsamer. Soll z. B. eine Sendung von Postamt 1 nach Postamt 7 gehen, so fenbet sie erst 1 an 2, dann 2 an 3, 3 an 4 u. s. w. Allerdings geschieht die Weiterbeförderung sehr rasch, innerhalb weniger Sekunden, denn jedes Kapell hat am Boden den Bestimmungsort angegeben. Sobald eine Kapell antommt, sieht ein Beamter nach und gibt sie sofort wieder in den Sendeparat, falls sie nicht für das Amt bestimmt ist. Früher hat man auch automatische Umsteuerungen und Weiterbeförderungseinrichtungen eingerichtet, sie waren jedoch zu verwickelt, der Betrieb von Menschenhand hat sich als zuverlässiger und billiger erwiesen.